

Albert und Marilyn

CHRISTINE PFAMMATTER

«Ich bin sicher, dass es das Mysterium des Nichtverstehens ist, das die Leute an meiner Theorie anzieht», soll Albert Einstein gesagt haben. Das hätte auch auf Marilyn Monroe zutreffen können. Letztere hat auf die Frage, wen sie auf eine einsame Insel mitnehmen würde, Einstein genannt. Damit zeigte sie Sachverstand, denn der Physiker war nicht nur «Ingenieur des Universums», wie eine Einstein-Ausstellung hier in Berlin heisst, sondern auch Erfinder von praktischen Gerätschaften, mit denen er im täglichen Inseldasein der Dame unter die Arme hätte greifen können.

Marilyn Monroe hatte eine Schwäche für intellektuelle Männer, was vermutlich doch eher auf ihr Helfersyndrom als auf deren tatsächliche Anziehungskraft zurückzuführen ist. Sie glaubte wohl, ein Naturwissenschaftler wie Einstein könne sich selbst nicht helfen und er führe eine poetenhaft-verlotterte Hutzel-existenz, aus der man ihn befreien müsse. Nur weil ihm im Lauf der Zeit die Haare immer mehr zu Berge standen. Dabei war seine Frisur bloss ein Argument gegen die Gravitation. Die konnte sein fliehendes Haar auch nicht bezwingen, was zeigt, dass in Einsteins Erscheinung die Idee der Quantentheorie und der elektromagnetischen Ladungen unbändig ans Licht drängte. Der Sonnenkranz um Einsteins Kopf war die Materialisation der Zukunft: der Strahlenkranz seiner Genialität!

Inflation der Zitate

Einstein kämpfte mit der Schwerkraft, sie war die Crux auf dem Weg zur Allgemeinen Relativitätstheorie. 1912 schrieb er seinem Freund Marcel Grossmann: «Zurzeit bin ich ausschliesslich mit dem Problem der Gravitation beschäftigt und hoffe, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Niemals in meinem Leben wurde ich so gequält. Ein gewaltiger Respekt vor der Mathematik ist in mir erweckt worden, deren subtilere Aspekte ich in meiner Dummheit bislang als reinen Luxus betrachtete. Verglichen mit dem Problem der Gravitation ist das ursprüngliche Problem der Relativität ein Kinderspiel.» Einsteins Genialität bestand – wie die Kunst – vor allem aus Ausdauer.

In Berlin ist Albert Einstein allgegenwärtig. An wichtigen Gebäuden der Stadt hängen Transparente mit Einstein-Zitaten, rote Teppiche mit aufgedruckten Zitaten Einsteins führen in die Humboldt-Universität. An der Schweizer Botschaft steht in grossen Lettern: «Wahre Demokratie ist doch kein leeres Wort»; am Kanzleramt – nicht zu übersehen – hängt die Aufschrift: «Der Staat ist für den Menschen da und nicht der Mensch für den Staat.» Bürgernah heisst es in der U-Bahn: «Die Wissenschaft ist eine wunderbare Sache, wenn man nicht den Lebensunterhalt damit verdienen muss.»

Zum Star hats gereicht

Scheinbar hatte Einstein wie Goethe zu allem etwas zu sagen. Und die Mega-Events zum Jubeljahr häufen sich. Die Ausstellung im Kronprinzenpalais soll ein «Meilenstein» im Einstein-Jahr werden, wobei der Physiker im englischen Titel gar zum «Chief Engineer of the Universe» gemacht wird. In der Synagoge ist die Ausstellung «Relativ jüdisch» zu sehen und im Sommer sollen dreissig Nobelpreisträger die Stadt beehren und in seinem Geist die «Einstein's Miracle Century Celebration» – abgekürzt EMC2 – feiern. «Aus Ihnen wird nie etwas, Einstein», soll einer seiner Lehrer gesagt haben. Zum Star hat es auf jeden Fall gereicht.

Die Autorin lebt als Schriftstellerin in Berlin.

Impressum

Redaktion: Alexander Sury (Leitung), Barbara Birchler (Gestaltung), Daniel Di Falco, Patrick Imhasly, Christine Iselin-Kobler, Sandra Leis (Literatur), Margareta Sommer (Bild).

Sein zweites Zuhause

Von 1933 bis zu seinem Tod 1955 arbeitete Albert Einstein am Institute for Advanced Study in Princeton. Lange hat sich das Universitätsstädtchen schwer damit getan, angemessen mit dem Erbe seines berühmtesten Einwohners umzugehen. Albert Einstein graute davor, dass Princeton zur Pilgerstätte verkommen könnte. Nun steht der Physiker immerhin als Büste da.

KARIN REBER AMMANN

Das Schild beim Kleiderladen «Landau's» ist klein und unscheinbar: «Einstein Museum», steht in schwarzen Lettern auf weissem Grund. Um zu diesem Museum vorzudringen, z w ä n g t

man sich entlang schwer beladener Tische und Regale, in denen Wollpullover und leuchtende Paschmina-Schals aufgetürmt sind. In der hintersten Ecke des voll gestopften Ladens hängen an der Wand einige stark vergrösserte, körnige Fotos von Albert Einstein mit seinem charakteristischen weissen Haarschopf. In Vitrinen liegen ein paar Artikel über den für viele Leute grössten Mann des 20. Jahrhunderts. Daneben steht ein Korb mit Einstein-Pins, in einem Regal stapeln sich Poster und T-Shirts.

«Landau's» ist ein bisschen eigenartig, erklärt peinlich berührt Maureen Smyth, Kuratorin bei der Historischen Gesellschaft Princeton. Die Stadt Princeton habe sich seit jeher schwer damit getan, angemessen mit dem Erbe seines berühmtesten Einwohners umzugehen. Das liegt nicht zuletzt daran, dass Einsteins Stieftochter Margot in ihrem Testament verfügte, die Privatsphäre des Physikers müsse gewahrt werden. Weder dürfe das Haus an der Mercer Street 112, in dem Einstein bis zu seinem Tod 1955 gelebt hatte, öffentlich zugänglich werden, noch solle Princeton zu einer Pilgerstätte verkommen. Albert Einsteins Asche wurde denn auch an einem unbekanntem Ort verstreut.

Wenigstens ein kleines Mahnmal

Gillett Griffin, der letzte noch lebende Freund der Familie Einstein in Princeton, bringt Verständnis für Margots Willen auf, doch er wägt diesen mit dem Recht der Welt am Erbe des Genies ab. «Einstein ist Teil der populären Kultur und gehört der Welt», sagt der 77-Jährige. Immer wieder treffe er auf Leute, die extra nach Princeton reisten, um die gleiche Luft einzuatmen wie der Erfinder der Relativitätstheorie, der in seinen letzten 22 Lebensjahren am neu eröffneten Institute for Ad-

vanced Study an seiner einheitlichen Feldtheorie der Quantenmechanik und der Allgemeinen Relativitätstheorie forschte (siehe Seiten 2 und 3).

Für den ehemaligen Kurator im Kunstmuseum Princeton ist «Landau's» nicht einfach eine Peinlichkeit, sondern wenigstens ein kleines Mahnmal – das einzige, neben zwei engen, überfüllten Räumen bei der Historischen Gesellschaft, in denen ein Stuhl von Einstein, seine Pfeife, ein schwarzer Notenständer und zwei seiner geliebten, handtellergrossen Kugellabyrinth ausgestellt sind. Die meisten dieser Gegenstände hat Griffin der Gesellschaft übergeben.

Doch nicht nur Gillett Griffin empfindet Unbehagen dabei, dass fast nichts in dem charmanten Universitätsstädtchen mit seinen alten Häusern und gepflegten Gärten an Einsteins hiesigen Lebensabschnitt erinnert. Während Robert Landau selber aktiv wurde und 1994 zeitgleich mit den Dreharbeiten zur romantischen Komödie über Einstein – «I. Q.» mit Walter Matthau und Meg Ryan – ein Schaufenster seines Ladens zu einer Einstein-Ausstellung umfunktionierte, lehnten die Behörden ein Gesuch anderer Bürger ab, zu Ehren des Physikers eine Statue aufzustellen.

Eine Büste gibt es jetzt trotzdem. Jahrelang sei darüber diskutiert worden, was eine gute Balance sei zwischen dem Bedürfnis der Familie Einstein nach Privatsphäre und dem Gedenken an den berühmtesten Einwohner der Stadt, sagt Maureen Smyth. Schliesslich fand man einen Kompromiss: An der Nassau Street, im Herzen Princetons, ist im April ein bronzener Kopf des Physikers hingestellt worden. Und die Historische Gesellschaft, ein paar Eingänge von «Landau's» entfernt, wird ihm eine grosszügige Ausstellung widmen, sobald sie durch den Umzug der Administration mehr Platz zur Verfügung hat.

«Man sagt nichts, man hört ihm zu»

Die Einwohner von Princeton waren immer stolz darauf, Einstein in ihrer Stadt zu haben. Zugleich akzeptierten sie sein Bedürfnis nach Zurückgezogenheit. Wenn Einstein tief in Gedanken versunken – im Sommer und Winter ohne Socken – von seinem Haus an der Mercer Street zu seinem Büro im Institute for Advanced Study marschierte, störten sie ihn nicht mit Grüssen. Wenn er zusammen mit lokalen Musikern ein Konzert gab, wurde das nicht an die grosse Glocke gehängt. Und vor aufdringlichen Journalisten und Touristen schirmte ihn die Bevölkerung laut Maureen Smyth so gut wie möglich ab.

«Einstein fühlte sich in Princeton wohl, weil er hier nicht wie ein Sonderling behandelt wurde und die Leu-



Taschenuhr von Albert Einstein (Historisches Museum Bern). BILDER: ZVG